

Die Summe all der kleinen Frieden

Ganz ehrlich, „Friede“ war lange Zeit gar kein Thema für mich. Natürlich, das Wort Friede wird im Allgemeinen und theoretisch oft und von vielen benutzt. Wir denken alle zu wissen, was damit gemeint ist, und wir sind uns einig, dass es ihn eigentlich gar nicht wirklich gibt. Als Ziel und Hoffnung glänzt er wie ein Stern am Horizont, aber mit meiner Wirklichkeit hatte er nie viel zu tun. Als Jugendliche haben mich andere Themen brennend beschäftigt: Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität ja – Friede nein.

Sicherheit

In die Zeit meiner Jugend fielen die großen Umwälzungen im zentral-östlichen Europa. Den Mauerfall, die Revolution in Rumänien und die Gemeinschaft von Taizé habe ich Litauen noch mit einem Sowjetvisum betreten. Bei meiner Ausreise drei Wochen später bekam ich schon den Stempel des freien Litauen in meinen Pass. In den Revolutionswirren mussten eine Spanierin und ich eine Nacht in einer Grenzstation verbringen. Man hatte uns die Pässe abgenommen und russische Soldaten mit Gewehren bewachten uns. Vor Polizisten und Soldaten hatte ich bis dahin nie Angst haben müssen. In dieser Nacht aber wurde kein Wort gesprochen. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben Zweifel, ob meine Würde, meine Person und sogar mein Leben selbst unbeschädigt bleiben würden. Sicherheit ist wirklich ein Wert! Darauf vertrauen zu können, dass andere mich mit Respekt und Höflichkeit behandeln, war mir immer als etwas Selbstverständliches erschienen. Andere nicht zu bedrohen – durch Gewalt, Worte oder auch Schweigen – ist mir seither in meinen Beziehungen immer wieder ein wichtiges Anliegen.

Vertrauen

Die Brüder von Taizé haben meine Jugendzeit auch noch in anderer Weise geprägt. Ich habe damals sehr genau gespürt, dass sie Jugendlichen zutrauen, die Welt zu verändern. An mir habe ich gesehen, was mit meinem eigenen Selbstvertrauen geschieht, wenn jemand an mich glaubt und mir Vertrauen schenkt. Meiner Mitschwester etwas

zutrauen, das sie selber vielleicht noch gar nicht als ihre Möglichkeit wahrnimmt, daran glauben, dass meine Arbeitskollegin mit ihrer so ganz anderen Art und Weise die uns anvertraute Aufgabe auch schaffen wird, nicht immer alles allein tun, tragen und können wollen... Was für ein Programm!

Wohlwollen

Eine meiner ersten Arbeitserfahrungen als Kleine Schwester hatte ich als Pizzaköchin in einem Selbstbedienungsrestaurant. Ich war nicht nur ungeübt, sondern auch unbegabt und ziemlich nervös. Die Kollegin, die mich einlernen sollte, hat mich mit ihrer wohlwollenden Art nicht nur beruhigt und mir geduldig alles beigebracht, was ich wissen musste. Sie hat in dieser ersten Zeit auch alle meine Fehler „aufgefangen“. Ohne ihr Wohlwollen hätte ich keine Chance gehabt, diese Arbeit (die ich dann sehr gerne drei Jahre lang gemacht habe) zu lernen und zu behalten. Mich immer wieder daran zu erinnern, dass ich selber auf den guten Willen meiner Mitmenschen angewiesen bin, hilft mir, den Schwächen der anderen wohlwollend zu begegnen.

Aushalten

Es hat nicht immer nur wohlwollende Kolleginnen gegeben. Ich erinnere mich an eine Küchenchefin, die mich, die Spülerin, oder vielleicht auch mich, die Ordensschwester, einfach nicht leiden konnte. Und: nein! Diese Geschichte hatte kein Happy End. Das Aushalten und Durchstehen einer schweren Situation mit all der Demütigung und Grausamkeit, die im kleinen Alltag immer möglich sind, ist mir trotzdem eine wertvolle Erfahrung geworden.

Ich erinnere mich auch an die Zeit des arabischen Frühlings, den ich in Kairo erlebt habe. Trotzdem zu bleiben – durch all die Angst, die Unsicherheit und die Gewalt hindurch, mit meinen Kolleginnen, mit den ägyptischen Schwestern. Nicht weil ich irgendetwas bewirken kann, sondern weil ich bei ihnen sein möchte, die ja auch nicht davonlaufen können.

Respekt

Später wurde ich für ein paar Jahre nach Palästina gesandt, um dort unser Leben der Freundschaft und des Gebetes zu leben. Ich will gar nicht über die vielen extremen Spannungen reden, die aus den schwierigen politischen und kulturellen Gegebenheiten entstehen. Eine Mitschwester, die in Israel lebt, hat mir damals einen guten Rat gegeben: *„Ganz egal, wer vor Dir steht, diese Person ist jetzt alles was zählt. Ihr Leid und ihre Geschichte möchten gehört und wahrgenommen werden. Man kann Leid nicht gegen anderes Leid aufrechnen. Es geht nicht darum, Recht oder Unrecht zu haben, nicht darum, wer mehr leidet oder wer stärker oder schwächer ist. Es geht erst einmal nur darum, dieser Person jetzt zuzuhören, sie ernst zu nehmen und anzunehmen.“* Dieser Wunsch, mich immer wieder neu auf den vor mir stehenden Menschen einzulassen, hat mich seither begleitet. Mir selbst und allen einen Raum zuzugestehen, um meine Geschichte, meine Freude und mein Leid mitzuteilen, ist meine Sehnsucht.

Eigentlich sind die Situationen, von denen ich hier erzähle, meist von der Abwesenheit von Frieden geprägt. Und doch sind gerade diese Situationen der Boden, auf dem Werte wachsen können, weil die Abwesenheit von Frieden die Sehnsucht danach weckt. Die Gründerin unserer Gemeinschaft, Kleine Schwester Magdeleine, hat von Friede explizit eigentlich kaum je gesprochen. Sie verwendet das Wort Friede fast nur im Zusammenhang mit Gehorsam oder wenn sie davon spricht, welche Gefühle eine Begegnung mit dem kleinen Jesuskind auslöst. Dabei meint sie mit dem Wort Friede dann wahrscheinlich den Trost, der einer gewissenhaften Unterscheidung folgt, die Ruhe, die ins Herz einzieht, wenn man für sich selbst klar die Prioritäten erkannt hat.

Wenn ich sie richtig verstehe, dann war es ihr großer Wunsch, dass von den einzelnen Kleinen Schwestern ausgehend Gemeinschaften entstehen, in denen all die Werte, von denen ich erzählt habe, unter und mit den Armen und Ausgeschlossenen gelebt werden. Unermüdlich und immer wieder betont sie, dass es zuerst darum geht, im Gemeinschaftsleben miteinander das zu verwirklichen, was wir gerne allen Menschen weiter schenken möchten. Mit den Mitschwes-

tern zu versuchen, Respekt und Vertrauen, Wohlwollen, Nachsicht und Versöhnung zu leben, ist der erste und notwendige Schritt noch vor der Begegnung mit den Nachbarn, Kollegen und Freunden. Und wie oft sind es dann gerade diese Begegnungen, die uns Schwestern Vorbild und Hilfe auf unserem Weg sind. Das ist keine theoretische Methode, sondern das geschieht im Leben.

Geben und Nehmen

Das „Gewaltlose“ an diesem Ansatz ist wahrscheinlich die Art und Weise, wie ich mich den anderen nähere. Kleine Schwester Magdeleine wollte, dass die Kleinen Schwestern mit den Menschen, mit denen sie leben, so weit wie möglich auf einer Ebene bleiben. Nicht als Helferinnen, Beraterinnen, Wohltäterinnen, nicht als solche, die Lösungen kennen, Mittel besitzen, Dinge verteilen, nicht als Erzieherinnen, Sozialarbeiterinnen oder Seelsorgerinnen. Den anderen als „Kleine“, als „Schwester“ zu begegnen, als Leidensgefährtin, als Kollegin, als Bedürftige, als Ratlose und Schwache – und gerade darin als Freundin, als Gleichgestellte. Kleiner Schwester Magdeleine ging es darum, als Mensch in eine Beziehung von Geben und Nehmen einzutreten, von Zuhören und Mitteilen, von Helfen und Hilfe annehmen, von geteiltem Weinen und Lachen, Trauern und Feiern.

In dieser Haltung hat sie mitten im „Kalten Krieg“ ab 1956 fast jedes Jahr längere Reisen in die Länder hinter dem „Eisernen Vorhang“ machen können. Sie kam nicht, um die Menschen zu belehren oder zu bekehren, sondern einfach, um sie zu lieben. Sie wurde nicht als Bedrohung für die Regime dieser Länder eingestuft, weil sie keine Bedrohung war. Obwohl alles sehr diskret und geheim vor sich gehen musste, konnte sie reisen, unzähligen Menschen begegnen und im Untergrund Gemeinschaften in Ländern gründen, die ansonsten fast völlig abgeschlossen waren.

„Gewaltfrei“ heißt wohl auch, sich erst dann zufriedenzugeben, wenn alle Anteil an dem großen Ziel „Frieden“ haben. Wenn wir einzelne Menschen oder Gruppen, Völker oder Kontinente aus dem Blick verlieren, dann sind wir schon dabei, Gewalt, Unfrieden und Krieg zu schaffen. Das große Friedensreich, das Schalom, kann ja

erst dann kommen, wenn die Kleinsten, die Schwächsten, die Zornigsten, die Besitzlosen... auch mit dabei sind. Kleine Schwester Magdeleine wollte keine Grenzen akzeptieren, die Begegnung verhindern. Die kleinen Gemeinschaften Regelsbrunn in Österreich sowie Wakkanai in Japan und Little Diomed in Alaska sollten durch das Gebet und die pure Sehnsucht nach der Begegnung das große Sowjetreich „belagern und einkreisen“. *„Es gibt immer einen kleinen Schritt, der möglich ist, der das Gefühl der Ohnmacht aufbricht.“* (Generalkapitel 2005) Sie wollte ihre Schwestern zu den „Ärmsten“, zu den Randgruppen und den sozial, politisch oder religiös Ausgegrenzten schicken, damit niemand zurückbleibt, niemand vergessen wird.

Sich zugehörig wissen

Ich glaube, sie wollte prophetische Zeichen setzen, wenn sie zum Beispiel in Syrien Gründungen in zwei verfeindeten Dörfern verwirklichte, von denen eines muslimisch und eines christlich geprägt war. Oder wenn sie in Israel und in Palästina Gemeinschaften gründete. Und wenn die ganz einfache Präsenz nicht möglich war, dann sollte es eben „so nahe wie möglich“ sein. Im Apartheidssystem von Südafrika war es den Kleinen Schwestern verboten, als Farbige und Weiße in einem gemeinsamen Haushalt zusammenzuleben. Kurzerhand zogen die Kleinen Schwestern in zwei Wohnungen, die sich gegenüber in einer Straße lagen, die ein schwarzes und ein weißes Viertel voneinander trennte. Die Kreativität und der Mut von Kleiner Schwester Magdeleine machen mich immer wieder sprachlos. Es ist eine ständige Herausforderung für uns Kleine Schwestern, immer wieder neu zu überprüfen, wie wir das Leben können, was heute wichtig ist, und auf welchen alten und neuen Wegen wir unser Charisma Wirklichkeit werden lassen können.

„Wisse Dich zugehörig zu den Menschen, mit denen Du lebst“, schreibt sie im „Grünen Heft“ (einem ihrer ersten Texte) an die zukünftigen Kleinen Schwestern: *„Verwachse mit ihnen. Dring in Dein Milieu ein und heilige es. Schenke Dein Leben restlos her, schenke ihnen Deine Freundschaft, Deine Liebe, gleiche Dich ihrer Lebenswei-*

Die Summe all der kleinen Frieden

se an. ... Und ich gehe noch weiter und sage Dir: Wichtiger als Dein Dasein als Ordensfrau ist Dein Dasein als Mensch und Christin. ... Je tiefer Dein Menschsein reicht, desto völliger kannst Du es Gott schenken.“

Vielleicht ist ja „Friede“ die Summe von all den vielen kleinen Anstrengungen, die wir im Laufe unseres Alltags mühsam und mutig, erfinderisch und ausdauernd ins Leben und in unsere Beziehungen hinein investieren. Dieses „Menschsein“ ist das Zusammenklingen von Vertrauen, Sicherheit, Respekt, Wohlwollen, die Fähigkeit nachgeben und aushalten zu können ...und – ja! – einander in Liebe zu ertragen, gehört auch dazu.

Und vielleicht ist ja der große FRIEDE dann einfach die Summe von all den kleinen Frieden, die wir als Menschheit zusammenlegen können, wie die Teile eines großen Puzzles.

Kleine Schwester Eva Maria, Frankfurt

„Man geht nicht morgen in das Paradies ein, noch übermorgen, noch in zehn Jahren, man geht heute ein, wenn man arm und gekreuzigt ist“

aus Léon Bloy, La femme pauvre

Macht – Stärke – Gewalt

Geworden sind wir alle. Ich bin ein Gewordener aus meinen Anlagen, meiner „Mitgift“, durch meine Herkunft, im Leben an diesem Ort, zu dieser Zeit, unter diesen Rahmenbedingungen. Und dann lebe ich im „Erbe“ der von meinen Müttern und Vätern ererbten Lebensweise (1 Petr). So wird mir das mit Erbsünde gemeinte zugänglicher. Das ist kein moralischer Begriff, eher ein Hinweis auf all die „Erb-schaften“, den Grundlagen meines individuellen Werdens. Hineinge-boren bin ich, geworden zu der Person, die ich aktuell bin. Und hoffentlich werde ich weiter (erkunde und wähle beherzt mein wahres Selbst). Seit einiger Zeit lerne ich, weniger zu beurteilen oder einen „Soll-und-Haben-Kassensturz“ meines Lebens zu machen. Ich möchte besser verstehen, mich verstehen, wie ich so werden konnte, wie ich mich jetzt vorfinde.

Tue ich das aufmerksam, dann erlebe ich Dankbarkeit für allen gelungenen Wuchs – doch ich erlebe auch Traurigkeit. Es ist doch tragisch, dass ich das Gute, was ich von Herzen – jedenfalls mittig, tief innen – will, so oft nicht im ersehnten Maß verwirklicht habe (Röm 7). Was hat mich da getrieben, zu manch so ungünstigem Denken und Handeln? Wie kann ich verstehen und bestehen, dass nach meiner Überzeugung jeder Mensch doch gut sein will – und doch so Vieles so erschreckend böse Folgen hat? Dass es dabei um Angst geht, wurde Eugen Drewermann nicht müde darzulegen (Mein Bischof hat ihn endlich als Propheten anerkannt). Das 12-Schritte-Programm der AA-Gruppen ist mutig realistisch der gleichen Überzeugung – aus bitterer Erfahrung. Und Jesus teilt diese Sicht: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden, sagt er. In der Freiheit der Kinder Gottes bin ich dennoch nicht automatisch meiner Angst nackt ausgeliefert und muss ihr blind folgen. In der göttlichen Geistkraft kann ich durch ängstigende Angst hindurchgehen. Zu Zeiten kann ich mich nur noch durchtragen lassen. Dunkel und Schmerz gilt es an mich heranzulassen und zu durchleben – damit ich nicht wieder anderen „Angst machen muss“.

Damit bin ich mitten im Thema angekommen: **Macht – Stärke – Gewalt.**

Was mich persönlich im Lesen dieser Begriffe bewegt, ist wesentlich in meinem Leben geworden. Das ist normal. Erfahrungen mit meinem Vater prägen mein Fühlen bei diesen Worten. Dankbar bin, dass ich die ersten Jahre ganz und dann jeden Ferientag am Arbeitsplatz meines Vaters lebte, auf dem Binnenschiff. Schiffsführer war mein Vater (für Landratten: das ist ein Kapitän auf Flüssen und Kanälen). Mein Vater lenkte unseren Kahn mit Erfahrung, das war seine Stärke, gut, machtvoll. Wie lange habe ich gebraucht, um diese bestärkende Erbschaft als selbst werdender Mann trauen zu können. Diese „gute Macht, diese Stärke, die Sicherheit gab“, wurde überlagert durch die Erfahrung eines gewaltsamen Vaters, der meine Schwester hart schlug. Verunsichert war ich zudem, da mein Vater „an Land“ nicht seinen Mann stehen konnte, dominiert war von seiner Mutter. In mir nistete sich Misstrauen ein, ich wollte nicht machtvoll sein, wohl aus Angst dann auch den Jähzorn meines Vaters mit einzukaufen. Mir fehlte ein Maßstab, ein Mann, der mir Vorbild war. So wurde ich „ein braver Junge“, ängstlich, nur lieb...und im Letzten einsam.

Heute weiß ich, dass ich mich auf die Suche nach einem „guten, verlässlichen Vater“ machte. An einem Therapeuten guckte ich mir jahrelang in Kursen ab, dass Männer kraftvoll und zärtlich sein können. Meine Kollegen in der Kirche fielen meist als wirklich gereifte Manns-Bilder aus. Einer meiner langjährigen Bischöfe war mir Stütze, indem er mich forderte und förderte (mit allen eigenen Grenzen), sich selbst wagte und im Gegenwind bestand.

Im Rückblick kann ich sagen: Ich bekam, was ich brauchte, nicht unbedingt, was ich wollte. Ich rutsche in Männerarbeit rein, wurde eingeladen an einer Initiation nach Richard Rohr teilzunehmen – und wurde weiter Mann, werde es mehr und mehr.

Jetzt würde ich gern mit Dir / mit Ihnen einen Streifzug durch „nahrhafte“ Männer-Literatur machen. Wege sichten, die mir helfen, Macht und Stärke zu entwickeln, ohne Gewalt-tätig zu werden. Von